



ONE TRUE
VON STERNEN GEKRÖNT
QUEEN

JENNIFER BENKAU

Ravensburger



ONE TRUE
VON STERNEN GEKRÖNT
QUEEN

JENNIFER BENKAU

Ravensburger

Als Ravensburger E-Book erschienen 2019

Die Print-Ausgabe erscheint im Ravensburger Verlag GmbH

© 2019 Ravensburger Verlag GmbH
Copyright 2019 © Jennifer Benkau

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Lektorat: Kathrin Becker

Umschlaggestaltung und Vorsatzkarte: Carolin Liepins, München
Verwendetes Bildmaterial von © Andrekart Photography, ©
iiiphevgeniy, © Romola Tavani, © ollen, © Azamat-Fisun, ©
Chinawooth Sakaew, © Katerina Era, © Alexander_P, © Bodor
Tivadar und © Aleshyn_Andrei, alle von Shutterstock

Alle Rechte dieses E-Books vorbehalten durch Ravensburger Verlag
GmbH, Postfach 2460, D-88194 Ravensburg.

ISBN 978-3-473-47973-3

www.ravensburger.de

So viele Bücher.
Und du nimmst ausgerechnet dieses.



KAPITEL 1

Wie viel Mut es kosten kann, ein Buch aufzuschlagen.

Alice im Wunderland. Heute lege ich es darauf an, eine Regel nach der anderen zu brechen, aber mir steht ohnehin der Ärger meines Lebens bevor. Ich hätte das Dach über unseren Köpfen anzünden können, die Tat würde blass und unscheinbar aussehen neben dem, was ich eben getan habe. Ich zittere immer noch vor Wut.

An Vickys Oberlippe klebt ein kleiner Kakaobart – ein Beweis meiner letzten, harmlosen Verfehlung. Kakao bekommt sie normalerweise nur am Wochenende. Aber heute wird Mum sicher nichts dazu sagen, kein: »Sie verbrennt kaum Kalorien, von Süßem wird sie dick und krank.« Wir werden andere Probleme haben, sobald sie nach Hause kommt.

»Bist du bereit?«

Meine Schwester lächelt. Ihr Blick ist müde, als hätte sie tagelang nicht geschlafen, dabei tut sie kaum etwas anderes. Doch sie lächelt.

Ich lese langsam, mache Pausen und sehe sie immer wieder an. Achte auf ihr Blinzeln, auf jede Bewegung ihrer Lippen, auf die kleinste Regung. Bleiben ihre Hände offen und entspannt? Hebt und senkt sich ihre Brust im selben Rhythmus? Ihre vielen Teddys und Kuscheltiere beobachten mich trotz ihrer freundlichen Gesichter skeptisch bis anklagend.

Doch ich glaube, Vicky mag das Gedicht, mit dem Lewis Carroll seinen Roman beginnt; sie liebt es immer, wenn ich ihr Lyrik vorlese. Und ich meine zu spüren, dass ihr auch das erste Kapitel gut gefällt; von den beiden Schwestern, die gemeinsam ein Buch lesen.

Trotzdem gehe ich ein Risiko ein. Die Ärzte sagen, wir dürften Vicky weder fernsehen lassen noch unbedacht das Radio einschalten, wenn sie im Zimmer ist. Und wenn wir ihr etwas vorlesen, soll es harmlos sein, ohne Konflikt und Spannung. Es darf sie keinesfalls verwirren. Niemand weiß, was sie bewusst mitbekommt, was nur zur Hälfte und was ihr Angst einjagt, irgendwo weit hinter ihrem ewigen, müden Kinderlächeln, weil sie Realität und Geschichten vermutlich nicht auseinanderhalten kann.

Alice im Wunderland ist alles andere als harmlos. Doch mein Gefühl sagt mir, dass sie die *Raupe Nimmersatt* und *Peter Rabbit* leid ist, und dieses Gefühl – meine Verbundenheit zu ihr – ist das Einzige, was mich noch zu ihr durchlässt. Ich darf nicht zulassen, dass sie durch meine Unsicherheit abreißt. Sobald das geschieht, sehe ich vielleicht nur noch das in ihr, was Catherine Pakert mit ihren widerlichen Worten vorhin behauptet hat.

Seit sieben Jahren liegt Victoria im Wachkoma. Sieben Jahre, in denen ich jede Stunde darauf gehofft habe, dass sie aufwacht. Ebenso spontan, grundlos und unerklärlich, wie sie in diesen Zustand verfallen ist. Damals dachte ich,

sie hätte irgendetwas Wichtiges von mir in ihre Welt mitgenommen. Alles war plötzlich so still um Mum und mich herum. Mein Leben, wie ich es kannte, liebte und leben wollte, verbrannte und Vicky sah schweigend lächelnd zu, wie die Reste meiner Kindheit in einem Ascheregen auf uns niedersanken. Ich war eine ganze Weile wütend, auch wenn ich natürlich wusste, dass sie nichts für ihren Zustand konnte. Erst viel später habe ich zu kämpfen begonnen und das Schwert in meiner Hand hat mir geholfen anzunehmen, was nicht zu ändern ist.

Inzwischen ist meine Schwester neunzehn. Doch hier in ihrem Zimmer sieht fast alles noch genauso aus, wie sie es mit zwölf Jahren dekoriert hat. Zwischen Pferde- und Katzenpostern hängt ein einziges von Justin Bieber. Selbst der war damals niedlich. Auf den Regalböden stapeln sich Comics, Pferdebücher und Kuscheltiere über Kuscheltiere, weil man ihr sonst nichts schenken kann, wenn ihr Geburtstag oder Weihnachten ansteht. In ihrem Schrank hängen immer noch ein paar ihrer geblühten Kinderkleider. Wir haben es nicht über uns gebracht, sie auszusortieren, als würden sie Vicky wie von Zauberhand wieder passen, wenn sie gesund wird und zu sich kommt.

Bei mir hingegen hat sich alles verändert, mehrmals sogar. Die Tierkinder haben zunächst Postern von Sängern, Bands und Fußballstars Platz geschaffen, bis ich diese dann auch wieder abgenommen und weggeworfen habe. Inzwischen hängen ein paar Landschaftsaufnahmen an meinen Wänden – phänomenale Bilder von den atemberaubendsten Orten der Erde, allesamt nahezu am anderen Ende der Welt. Souvenirs aus den USA, Australien und Japan, die ich über eBay erstanden habe, weil meine Reiseerfahrung sich auf Bildbände und Youtube-Videos beschränkt. Dazu ein London-Metallschild sowie ein leerer Bilderrahmen. Früher war ein Foto von Fynn und mir darin, aber nachdem wir Schluss gemacht hatten, schuf ich Kunst daraus. Ich nannte das Werk: *Nichts, nur ein hübscher*

Rahmen. Die Worte stehen auf dem kleinen Schild, das darunter hängt.

Doch vollkommen egal, wie verschieden wir uns entwickelt haben: Zwischen Vicky und mir gibt es immer noch ein besonderes Band. Dieses Band, das schwöre ich, wird niemals reißen. Ich kenne sie besser als eine Pflegerin mit dreißig Jahren Erfahrung mit *anderen* Menschen; besser als ein Arzt, der sie alle paar Wochen für eine Untersuchung an seine Gerätschaften anschließt. Ihr ewiges Lächeln, das die Leute *nichtssagend* nennen – mir sagt es noch immer genug.

Und so lese ich, beobachte ihre Reaktionen, koche uns beiden zwischendurch eine zweite Tasse Kakao und lasse zu, dass mich ihr Lächeln langsam entspannt.

Als ich den Schlüssel im Haustürschloss höre, schlage ich das Buch zu und schiebe es in die Ritze zwischen Polster und Armlehne des Sessels. Jetzt bin ich fällig.

»Mum ist da«, sage ich und hauche Vicky einen Kuss auf die Wange. »Wir lesen morgen weiter, okay?«

Vicky lächelt und ich verlasse ihr Zimmer, damit sie den Streit, der nun unausweichlich folgen wird, nicht mit anhören muss.

»Sag mir, dass alles ein Missverständnis ist!«, fährt Mum mich an, noch während sie ihre Jacke an die Garderobe hängt. Der Haken bricht ab, sie zischt die erste Silbe eines Fluchs durch die Zähne und lässt die Jacke auf den Boden fallen.

Ich schließe Vicky's Zimmertür. »Hi, Mum.«

»Mailin!« Sie ist sauer.

Das ist sie selten. Gestresst, ja. Das darf man einer alleinerziehenden, berufstätigen Mutter zweier Teenagertöchter nicht vorwerfen. Erst recht nicht, wenn eine der Töchter so selbstständig ist wie ein Säugling. »Mit Mrs Walsh will man nicht tauschen!«, sagen die Leute über meine Mutter. Und damit meinen sie nicht die Tatsache,

dass ihr einst rotblondes Haar längst grau wird und immer noch so schnell wächst, dass sie mit dem Ansatzfärben nie hinterherkommt.

Aber Mum lässt den Stress nie an mir aus, im Gegenteil. Normalerweise macht sie sich zusätzlichen, um vor mir zu verbergen, wie anstrengend ihr Alltag ist. Sie jetzt nur mühsam beherrscht zu sehen, lässt mich kleinlaut werden und alle Argumente, die ich mir sorgsam zurechtgelegt habe, wirken plötzlich verstreut und durcheinander.

Mit zusammengepressten Lippen tritt sie an mir vorbei und verschwindet im Zimmer meiner Schwester, um sie zu begrüßen.

Ich gehe in unsere kleine Wohnküche, wo nur noch zwei Stühle am Esstisch stehen, um Platz für den Rollstuhl zu schaffen. Das Geschirr vom Frühstück wartet noch in der Spüle. Verdammt, das habe ich schon wieder vergessen.

Mum kommt in die Küche, nimmt schwerfällig am Tisch Platz, stützt die Ellbogen auf und lehnt die Stirn auf die Fingerspitzen. »Was hast du dir nur dabei gedacht, Catherine so zu beleidigen?«

Ich habe inzwischen Spülwasser eingelassen und versenke das erste Glas im Schaum. »Du warst nicht da, Mum, sonst wüsstest du es.«

»Du musst sie anrufen und dich entschuldigen. Sie ist wütend, aber ich glaube, dass sie sich auf eine ehrliche Entschuldigung ein...«

»Mum! Ich werde sie nicht anrufen. Du hast doch gar keine Ahnung, was passiert ist!«

»Was passiert ist?« Ihr Kopf fährt hoch und ihr Blick wird scharf. »Ich sage dir, was passiert ist, Mailin. Unsere Pflegerin hat wegen deiner Unverschämtheit fristlos gekündigt und ich stehe vor dem Problem, meiner Chefin erklären zu müssen, dass ich morgen nicht zur Arbeit kommen kann. Und übermorgen auch nicht. Sondern erst, wenn ich eine neue Pflegekraft für Vicky habe. Du weißt selbst, wie schwer es war, Catherine zu finden.« Ihre

Stimme ist leise geworden, was mich unruhiger macht, als würde sie schreien. »Dein Verhalten könnte mich den Job kosten. *Das ist passiert, Jesus Christ!*«

Mechanisch wische ich an einem Teller herum, der längst sauber ist. »Es ging nicht anders.«

»Hör auf, Mailin!«

»Aber es ist wahr.« Ich lasse den Teller ins Wasser gleiten und wende mich zu ihr um. »Du hast nicht gehört, was sie über Vicky gesagt hat.« Allein daran zu denken, macht mich so wütend, dass mir die Brust zu eng für meinen Herzschlag wird. »Sie hat gesagt, dass sie nur noch eine Hülle ohne Sinn und Verstand sei.« Mir schießen Tränen in die Augen. »*Eine Leiche, die das Sterben vergessen hat!* Und Vicky war dabei, Mum! Sie hat das alles gehört!«

Mum senkt den Blick. »Das hat sie nicht so gemeint. Ihr Job ist hart, Mailin. Da wird man ... pragmatisch.« Sie seufzt, es liegt fast ein Schluchzen darin. »Sie darf so etwas nicht sagen. Ich hätte mit ihr geredet. Aber du kannst so was nicht selbst in die Hand nehmen und sie vergraulen. Catherine sagte, du hättest sie eine böse Hexe genannt.«

»Das stimmt gar nicht.«

»Was hast du denn gesagt?«

Ich muss bitter grinsen. »Ich habe sie ›Dolores Umbrigde für Arme‹ genannt«, antworte ich und Mum entgleisen die Gesichtszüge. »Woher hätte ich wissen sollen, dass eine wie die *Harry Potter* kennt?«

Meine Mutter antwortet nicht, stattdessen bekommt sie ihre hektischen Flecken. Ich sollte es dabei belassen, aber die Worte wollen raus.

»Sie ist kein Verlust, Mum. Sie war die ganze Zeit respektlos. Sobald du aus dem Haus warst, ging sie mit Vicky um, als wäre sie etwas Lästiges. Das heute, das war nur die Spitze des Eisbergs und ...«

»Halt den Mund!«, schreit Mum mich an. »Verdammt, Mailin, wenn ich mir eine Pflegekraft hätte aussuchen

können, wäre es sicher nicht Catherine Pakert gewesen! Aber ich hatte keine Wahl, verstehst du es nicht? Ich habe wochenlang gesucht. Monate! Im Moment ist sie die Einzige, die qualifiziert, zuverlässig und bezahlbar ist.«

Ich balle die Fäuste so fest, dass sich meine kurzen Nägel in die Handflächen bohren. »Du machst es dir leicht! Catherine verachtet Vicky. Und du willst es nicht wahrhaben, weil es ungelegen kommt.«

»Schluss jetzt!«, zischt Mum. »Du übertreibst maßlos. Und solange wir alle – wir alle drei, auch du, Mailin! – davon abhängig sind, dass ich zur Arbeit gehe und unser Geld verdiene, werden wir mit ihr zurechtkommen müssen.«

Das Spülwasser tropft von meinen Händen auf den Linoleumboden und hinterlässt kleine Kreise auf der gefakten Holzmaserung.

»Du wirst dich bei ihr entschuldigen.«

»Nein, Mum. Bitte. Wir finden jemanden. Wenn es am Geld liegt, dann kann ich einen Job annehmen. Ich habe doch auch gespart, für Australien. Ich muss noch gar nicht nach Australien, das kann warten! Und bis wir jemanden finden, kann ich mich um Vicky kümmern.«

»Nein, Mailin.«

»Doc Madely schreibt mich eine Weile krank, wenn wir es ihm erklären. Ich arbeite den Schulkrum zu Hause nach.«

»Mailin. Nein.« Meine Mutter spricht zu mir wie zu einem Kleinkind. »Die Schule ist wichtig. Das kommt überhaupt nicht infrage.«

»Dann ...«

»Es reicht jetzt! Du *musst* dich bei Catherine entschuldigen.«

»Den Teufel werde ich tun!« Aufgebracht stürme ich aus der Küche, bleibe jedoch auf halbem Weg noch einmal stehen. »Du kannst ja gern den Mist glauben, den Catherine dir immer erzählt. Dass Vicky ohnehin nichts mehr mitkriegt und wir sie in ein Heim geben sollen. Ja,

schau mich nicht so an – ich habe das mitbekommen. Ich bin nicht blind und taub, Mum. Aber Catherine irrt sich, ich weiß es. Und du weißt es auch. Du willst es nur nicht wahrhaben. Du redest dir ein, sie wäre eine leere Hülle ohne Gefühle, weil du sie sonst nie ohne schlechtes Gewissen dieser Hexe überlassen könntest!«

»Mailin, hör sofort auf damit!« Mums Stimme zittert vor Entsetzen. So habe ich noch nie mit ihr gesprochen. Mir rauscht das Blut in den Ohren. Ihr Mund bewegt sich weiter, aber ich verstehe nicht mehr, was sie sagt.

Ich greife nach meiner Tasche, renne nach draußen und knalle die Tür hinter mir zu. Mit brennenden Augen umrunde ich unser kleines Haus, öffne das Gartentor mit einem Fußtritt und schwinge mich auf mein altes Männerrennrad, das neben der Wäschespinn im Hof an der Wand lehnt.

Nichts wie weg hier.



KAPITEL 2

Wind.

Es gibt nichts auf der Welt, das mich mehr tröstet, als Fahrtwind im Gesicht. Wenn das Tempo leichtsinnig hoch ist, der Wind wie mit Händen durch meine Haare fährt und mir Tränen aus den Augenwinkeln treibt, wenn das Atmen schwerfällt und das Herz davonrast, dann fühle ich mich frei und für einen Moment, als wäre ich ... richtig. In diesen Augenblicken weht mir um die Ohren, dass mein Leben mehr ist als bloße Existenz. Im Rauschen und Sausen verbirgt sich ein Flüstern, das leise aber klar irgendetwas von Bedeutung verspricht. Etwas, was ich noch nicht gefunden habe und wonach ich nie zu suchen aufhören darf.

Vielleicht bedeutet das alles aber auch nur, dass ich mich lebendig fühle. Unanständig, provokant und regelrecht

vulgär lebendig, verglichen mit meiner Schwester.

Ich kenne jeden Stein auf dieser Straße, jedes Schlagloch und alle Risse im Asphalt, den seit Jahrzehnten niemand mehr erneuert hat. Warum auch? Die Straße führt bloß zwischen sattgrünen Talsenken und saftig bewachsenen Hügeln von Killarney zu der Siedlung hoch, wo wir wohnen, und wird selten befahren. Man fühlt sich mit dem Blick auf Berge, Seen und Ross Castle unten in der Stadt wie im kitschigsten Postkartenidyll und nur die Kühe schauen einem nachsichtig hinterher. Wenn man von hier aus zurückblickt, sehen die Häuser auf der Anhöhe wie ein eigenes Dorf aus, aber der Schein trügt. Außer ein paar Wohnhäusern liegen dort lediglich eine verwaiste Lagerhalle von John Deere, ein Bed & Breakfast für die ganz Sparsamen sowie ein Spielcasino.

Aus der abgefahrenen Niemandslandstraße wird die Mainstreet von Killarney, zu deren Seiten sich bunt gestrichene Wohnhäuser mit hohen Fenstern und Blumenrabatten dicht aneinanderschmiegen, unterbrochen von Geschäften und einem Hotel nach dem anderen. Pro Einheimischen trifft man hier im Sommer meist auf vier bis fünf Touristen.

Ich biege ab, bevor die hübschesten Restaurants und Cafés kommen, und flitze an Bäckerei, Bauernladen und dem Haus vorbei, in dem mein bester Freund Ravi mit seiner Zwillingsschwester Reena und ihren Eltern im oberen Stockwerk wohnt. Im Erdgeschoss liegt – ganz dem Klischee entsprechend – der indische Imbiss der Familie. Mr und Mrs Sharma träumen davon, dass die Kinder diesen eines Tages übernehmen, aber Ravi und Reena würden es allenfalls zum Katzen-Café oder Horror-Fan-Shop umbauen und ihren Eltern damit das Herz brechen. Ich fahre mitten durch die Duftwolke aus exotischen Gewürzen und frischem Brot. Etwas später passiere ich Tesco und bremse ab, denn gleich hinter dem Parkplatz, da, wo man denkt, dass nur noch Lagerräume kommen, liegt mein Ziel. Ich

schließe mein Fahrrad an eine Laterne an. Das alte Rostteil ist ein Erbstück meines Dads; eines der wenigen Teile, die er Vicky und mir hinterlassen hat, als er ging. Mum nennt das Fahrrad Altmetall und meint, Dad wäre bloß zu bequem gewesen, es zum Schrotthändler zu bringen, dabei ist nur die Gangschaltung kaputt und ansonsten fast nichts.

Ich tätschle den Sattel und atme tief durch. Versuche, den Rest Ärger und Frustration loszulassen, aber es gelingt mir nicht.

Wie kann sie Vicky nur dieser Frau anvertrauen?

Wie kann sie von mir verlangen, es zu akzeptieren?

Wie konnte ich nur so gemein zu ihr sein? Sie hat ja recht, wenn sie sagt, dass sie keine Wahl hat.

Und so betrete ich die Kampfsportschule mit vor Grübeleien schwerem Kopf. Da ich etwas außerhalb von Killarney wohne, gebührt mir die Annehmlichkeit eines eigenen Spinds, in dem mein Shinai, das Trainingsschwert aus Bambus, mein weiter, indigoblauer Gi und die Bōgu, die Rüstung, auf mich warten. Bōgu und Gesichtsmaske sind Leihgaben des Vereins, ein weiterer Vorteil, den mir meine Trainerin Lucinda verschafft hat, da wir uns die Ausrüstung nicht leisten konnten. Beides lasse ich heute hängen und greife nur zu Gi und Schwert. Ich möchte an meiner Kata feilen, nicht kämpfen, da brauche ich keine Rüstung.

Während ich mich umziehe, höre ich Kampfschreie aus dem Dōjō. Ich schlüpfe in den Gi, binde mir die windzerzausten Locken zusammen und drücke aus alter Gewohnheit gegen den linken Nasenflügel. Seit einem Bruch ist meine Nase ein wenig schief und Ravi hat mir eingeredet, man könnte das mit regelmäßigem Gegendruck verbessern. Bevor ich aus dem nüchternen Korridor in die Trainingshalle gehe, in der Holzdielen, Bambusraumtrenner sowie japanisch anmutende Fenster und Lampen eine fernöstliche Atmosphäre versprühen, versuche ich noch einmal, meinen vor Gedanken sirrenden

Kopf zur Ruhe zu bringen. Das Übungsschwert hilft mir, mich nicht mehr machtlos zu fühlen.

Im hinteren Bereich des Dōjōs trainieren zwei erfahrene Kendōka anspruchsvolle Techniken. Lucinda erkenne ich trotz Rüstung und Maske sofort. Ihr Gegner ist mir auf den ersten Blick unbekannt. Er ist groß und breitschultrig – und unglaublich gut. Ein harter Treffer nach dem anderen geht auf Lucindas Rüstung nieder. Trotz ihrer Erfahrung und Schnelligkeit hat sie nicht den Hauch einer Chance, denn er ist atemberaubend wendig und vollkommen unvorhersehbar in seinen Bewegungen.

Es dauert eine Weile, bis mir auffällt, dass ich die beiden Kämpfer anstarre. Rasch wende ich mich ab, verbeuge mich vor der Ehreseite der Halle und setze mich zu einer kurzen Meditation auf die Fersen. Dann beginne ich meine Kata, um endlich, endlich die trüben Wolken aus meinem Kopf zu vertreiben.

Ich habe etwa eine halbe Stunde lang geübt, da kommt Lucinda auf mich zu. Ich hatte ihre Anwesenheit und die des anderen Kämpfers trotz ihrer Kampfschreie vollkommen ausgeblendet und zucke zusammen, als sie mich begrüßt und ihre Gesichtsmaske abnimmt.

»Ich hatte heute gar nicht mit dir gerechnet«, sagt sie und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Der andere hat es ihr mächtig gegeben. Ob er ein neuer Trainer ist? Unauffällig linse ich zu ihm hinüber. Er übt eine komplizierte Abfolge von Schritten und Angriffen, als hätte ihn der Kampf zuvor nicht im Geringsten angestrengt.

»Ich konnte ein Training gebrauchen«, antworte ich und Lucinda kneift die Augen leicht zusammen.

»Aber genutzt hat es dir nicht. Du bist nicht gut. Nicht«, sie klopf mir mit zwei Fingern an die Stirn, »frei. Solche Übungseinheiten sollte man sich sparen. Man wird dadurch nur schlechter.«

Viele Schüler können mit ihrer direkten Art nicht gut umgehen. Die meisten behaupten, Ehrlichkeit und

Offenheit zu schätzen – aber nur solange, bis jemand ehrlich und offen mit ihnen spricht. Auch mein Gehirn sucht bereits eine Ausflucht. Doch dann nicke ich. Sie hat leider recht.

»Kummer?«, fragt sie schlicht, setzt sich auf die Bodendielen und deutet neben sich. Ich sinke in den Schneidersitz, will schweigen und lasse mich von ihrem wortlosen Warten dann doch überzeugen, ihr zu erzählen, was passiert ist.

Mit Lucinda zu reden, fiel mir schon immer leicht, auch wenn die meisten Menschen, einschließlich Mum und meiner Freunde, behaupten, ich wäre wortkarg und verschlossen. Bei Lucinda ist es anders. Vielleicht, weil sie selbst viel schweigt und sogar die scheuesten meiner Worte sich in ihrer Stille nach draußen wagen. Als ich vor sechs Jahren hier anfang, war ich eine verstörte Elfjährige, die nicht das geringste Interesse an Kendō hatte, aber lernen sollte, sich zu wehren. Lucinda war eine sechzehnjährige Ehrenamtlerin mit einem Faible für schwierige Fälle. Inzwischen ist sie nicht nur meine Trainerin, sondern vor allem eine Freundin.

Als ich zu Ende erzählt habe, zeichnet sich ein Grinsen auf ihrem Gesicht ab, das mir beinahe stolz erscheint. »Ich bin froh, dass du etwas gesagt hast.«

»Es war nicht besonders fair.«

Lucinda wiegt den Kopf. »Es war überfällig. Wenn man den Mund erst aufmacht, sobald man zu platzen droht, passiert es schnell, dass man an der Fairness vorbeistürmt. Aber gar nichts zu sagen, ist doch auch keine Option. So, wie du diese Pflegerin beschreibst«, sie zwinkert, »hätte ich sie auch zum Teufel gejagt.«

»Leider hat Mum recht, wenn sie sagt, dass wir keine Wahl haben.«

»Ich glaube, es gibt immer eine Wahl.«

»Aber es wird schwer.«

»Ja.« Lucinda lächelt mitfühlend. »Aber das ist deine Schwester doch wert, oder?«

»Natürlich.«

Sie legt mir die Hand aufs Knie. »Als du hier angefangen hast, da war deine erste Aufgabe, dich nicht von Dingen fertigmachen zu lassen, die du nicht ändern kannst. Die Idioten aus deiner Schule, die dich geärgert oder über deine Schwester hergezogen haben, oder die Abwesenheit deines Vaters. Weißt du noch?«

Ich nicke stumm. Da gab es einiges.

»Und das hast du geschafft. Aber mit den Jahren hab ich mir mehr und mehr Sorgen um dich gemacht, weil du angefangen hast, *alles* hinzunehmen, und dabei immer stiller wurdest. Heute warst du nicht still, sondern hast die Kämpferin rausgelassen. Das ist ein großer Schritt. Du solltest stolz sein.«

Ich bemühe mich, ihr Lächeln zu erwidern, aber meines gerät unsicher. »Ich komme vermutlich trotzdem nicht darum herum, mich bei Mum zu entschuldigen, oder?«

Lucinda grinst. »Ich fürchte nicht. Aber vorher machst du die Kata noch einmal. Und fühlst dabei den angebrachten Stolz, weil du für deine Schwester gekämpft hast.«

Ich springe auf die Füße, verneige mich vor ihr und der Ehrenseite des Dōjōs und beginne die Kata erneut.

»Besser?«, frage ich danach.

Lucinda lächelt. »Nicht genug. Noch mal. Und dann noch einmal. Und sobald du mich nicht mehr fragen willst, ob du gut genug warst, weil dir dein eigenes Urteil wertvoll erscheint, kannst du für heute Schluss machen.«

Als ich nach einem langen, harten Training zu den Duschen gehe, höre ich das Ratschen eines Reißverschlusses aus der Männerumkleide. Ob das dieser supergute Typ von vorhin ist? Ich gehe langsamer, nestle noch am weiten Hosenbein meines Anzugs herum, aber die angelehnte Tür öffnet sich nicht, also gehe ich erst mal duschen. Etwas

später komme ich in meiner üblichen Montur aus schwarzer Jeans und anthrazitfarbenem Tanktop heraus – ein gern kritisiertes Outfit, weil es *depri* wirkt, aber in Wahrheit passt zu meinen roten Haaren leider nichts anderes als die breite Palette zwischen Dunkelgrau und Schwarz. Ein geblümter Handtuchturban auf dem Kopf und Badelatschen an den Füßen vervollständigen mein Outfit – hoffentlich begegnet der Neue mir nicht ausgerechnet auf dem Rückweg zur Fraenumkleide. Doch die Tür zur Männerkabine steht offen und der Raum ist leer.

Es ist still in der Kampfsportschule, man hört das Ticken der Uhr und das leise Sirren des Getränkeautomaten im Eingangsbereich. Lange wird das nicht so bleiben, in einer halben Stunde startet der erste Kurs, und ein Haufen Leute wird sich gleichzeitig in die engen Umkleiden pressen. Besser, ich beeile mich. Auch, weil ich es nicht länger aufschieben will, mit Mum zu reden. Vielleicht schreibe ich ihr eine Nachricht, überlege ich, während ich meine Füße abtrockne und Socken und Sneakers anziehe. Immerhin brauche ich noch eine Dreiviertelstunde, um ohne Gangschaltung den Berg wieder hochzustrampeln.

Ich greife zum Handy, sehe eine eingegangene Nachricht von Ravi, muss aber vor dem Lesen kurz aufblicken, weil die Tür geöffnet wird.

Da ist jemand, ich sehe einen Schemen, höre einen Laut.
»Sch!«

Im nächsten Moment löst sich mein Sichtfeld auf. Es verschwindet einfach – alles um mich herum zerfällt zu nichts. Ich will schreien und kann es nicht. Fühle mich stürzen, doch schlage nicht auf. Es geht sehr schnell und ist gleichzeitig endlos.

Meine Gedanken erscheinen mir zunächst absurd aufgeräumt und logisch: Du fällst in Ohnmacht – das kommt vor, ist sicher nur der Kreislauf.

Doch im Grunde weiß ich es längst besser.

Ich fühle mich, als wäre ich aus Sand. Und von einem Moment auf den anderen zerfalle ich in Milliarden Körnchen und ein wirbelnder Sturm erfasst mich und löst mich auf.



KAPITEL 3

Nein.

Nein!

Was immer hier geschieht - ich lasse es nicht zu.

Ich lasse. Es. Nicht zu!

Ich fühle mich zerrissen.

Windzerrissen. Und dieser Wind hat nichts an sich, was mich tröstet oder frei macht.

Er schleift mich mit sich und zerfetzt mich in tausend Bestandteile, die allesamt nur einem Instinkt folgen wollen:

Ich lasse das nicht zu!

Gib mich frei, Wind, oder was immer du auch bist.

Lass. Mich. Los!

Der Wind ist so stark, so stürmisch, so vollkommen
unnachgiebig.

Aber ich - ich bin es auch.



KAPITEL 4

Taufeuchtes Gras klebt an meiner Wange. Sonnenstrahlen und Schatten spielen über mich hinweg, als hätten sie Freude daran. Während ich mich aufrapple, reibe ich mir übers Gesicht und sehe mich um. Wo bin ich und was zum Teufel ist passiert?

Ich befinde mich auf einer Lichtung im Wald und in meinem Kopf hallt ein seltsames Dröhnen nach, als wäre unter meiner Hirnschale eine gewaltige Glocke geschlagen worden. Habe ich getrunken? So viel? Ich kann mich nicht erinnern. Alles, was ich noch weiß, ist, dass ich im Dōjō war, geduscht und mich wieder angezogen habe. Meine Kleidung passt haargenau zu dieser Erinnerung – ich trage Jeans, Tanktop und die Sneakers sind noch offen. Sogar meine Locken sind noch feucht und dunkel. Vielleicht bin

ich über die Schnürsenkel gefallen und habe mir den Kopf angehauen? Aber was mache ich dann im Wald?

Im Gras finde ich mein Handy, doch das Display bleibt schwarz, egal wie oft ich auf den Knopf drücke. Eiskalt erwischt mich der Gedanke, jemand könnte mir K.-o.-Tropfen oder andere Drogen untergejubelt haben. Doch hier ist niemand und nichts weist darauf hin, dass mir etwas angetan wurde.

Mein Hirn fühlt sich eigenartig klar an. Fast scheinen mir meine Sinne schärfer zu sein als gewöhnlich. Die Blätter der Bäume und das Gras sind von einem intensiveren Grün und tragen einen seltsamen Schimmer. Ganz sicher doch Drogen!

Ich erkenne diese Lichtung nicht. Was bedeutet, dass ich mich nicht mehr in der Nähe von Killarney befinden kann, denn dort kenne ich jedes der wenigen Wäldchen in- und auswendig. Es kann nur eine Erklärung geben: Jemand muss mich hergebracht haben – wo immer *hier* auch sein mag. Mich fröstelt trotz der Wärme. Ich sollte verschwinden, bevor derjenige zurückkommt und mit mir anstellt, was er sich ausmalt. Mein erster Impuls sagt: Renn! Mühsam ringe ich ihn nieder. Erst mal muss ich mich orientieren. Der hohe Stand der Sonne deutet auf Mittag hin, was mich fast verzweifeln lässt. Im Dōjō war ich am frühen Abend. Ich kann doch unmöglich eine Nacht und den halben Tag hier im Gras gelegen haben?

Egal. Es wird sich alles aufklären, ich darf nur nicht die Nerven verlieren. Einatmen, ausatmen. Und dann los, immer geradeaus, früher oder später werde ich aus dem Wald kommen und auf eine Straße oder eine Ortschaft treffen. Ich habe oft bedauert, dass es in Irland kaum mehr richtige Wälder gibt, jetzt kommt mir das entgegen.

Als ich nach etwa einer Stunde noch immer nichts und niemanden gesehen habe – nicht einmal eine steinige Bergkuppe zwischen den Bäumen, einen der vielen Zuflüsse unserer Seen oder eine einfache

Wanderwegmarkierung, die es in Kerry an jedem zweiten Stein und dritten Baum gibt, mutiert meine Unruhe zu nackter Angst.

Die Pflanzen hier sehen anders aus. Ich komme an blau schillernden Pilzen vorbei, groß wie Couchtische. Die langen, schmalen Blätter eines Baums, an dem ich entlangstreife, scheinen sich nach mir auszustrecken. Farne in Rot- und Orangetönen schwanken im Wind wie lodernde Flammen und gerade beobachtet mich ein Vogel, dessen Gefieder zwischen Schwarz und einem tiefen Blaugrün changiert. Nichts davon gehört in die irische Flora und Fauna. Das wüsste ich doch.

»Hallo?« Ich flüstere das Wort zunächst, drehe mich im Kreis und versuche krampfhaft, die aufkommenden Ängste zu verdrängen. Was soll Vicky nur denken, wenn ich nicht zurückkomme? »Hallo!« Und Mum? Ob sie sich Sorgen macht, mich schon überall sucht?

»Hallooo?«, rufe ich in den Wald. Mehrere Vögel flattern auf, doch eine Antwort bleibt aus. Es ist düster, dabei kann es allenfalls früher Nachmittag sein. Doch die dichten Zweige über mir verflechten sich zu einem Dach, das kaum Tageslicht hindurchlässt. »Haaal-looo! Hiiil-fee!«

Schließlich bricht ein Schluchzen aus mir hervor. Ich will nicht heulen wie ein Kind – das bringt mich nicht weiter. Ein paar Tränen laufen mir dennoch übers Gesicht, bevor ich sie mit dem Handrücken wegwische. Zu meiner Verzweiflung kommt Durst. Nach dem schweißtreibenden Training habe ich nichts getrunken und sollte das tatsächlich schon einen Tag her sein, wird es langsam kritisch. So fühle ich mich allerdings nicht. Durstig, ja. Aber nicht dehydriert.

Mutlos lasse ich mich auf eine von Moos bewachsene Baumwurzel sinken, stütze die Stirn in die Handflächen und versuche nachzudenken. Doch in meinem Kopf kreiselt bloß die Vorstellung, wie Mum zu Hause nervös auf mich wartet, erst all meine Schulkameraden anruft und

schließlich die Garda verständigt. Die durchkämmen kaum die Wälder nach mir. Siebzehnjährige Mädchen, die nach einem Streit verschwinden, vermutet die Polizei erst in Galway, dann in Dublin und schließlich in London. Man wird ein paar Plakate von mir aufhängen und meine Familie bedauern. Das war's.

Zusammenreißen!, befehle ich mir, als die Verzweiflung aufzuwallen droht. Ich kann nicht darauf setzen, hier gesucht zu werden, also muss ich selbst einen Weg finden.

Ich will mich gerade aufrichten, da sehe ich in wenigen Metern Entfernung ein seltsames kleines Tier aus dem Farn lugen. Zuerst lässt mich der runde Kopf mit den winzigen Ohren und den großen Augen an ein Äffchen denken. Aber als sich das Tier noch einen Schritt weiter aus der Deckung wagt, erkenne ich den Körper und die Bewegungen eines Kaninchens.

Ich muss schlucken und kann es nicht. Ein Kaninchen mit einem Äffchengesicht ... Fuck! Wo bin ich hier?

»Drogen«, flüstere ich. Ich *muss* irgendetwas eingeschmissen haben – der Teufel weiß, warum oder wann und was danach passiert ist. Ich bin auf einem ganz miesen Trip.

Das kleine Tier hoppelt zögernd auf mich zu. Lange Barthaare zittern, während es schnuppert.

Vorsichtig strecke ich meine Hand aus. »Was bist du denn für ein Monster?«

Es hält kurz vor mir inne, legt den Kopf schief und gibt ein gurrendes »Frrr« von sich.

»Ja, ich habe auch einen verdammt üblen Tag.«

Langsam, ganz langsam wagt es sich noch näher an meine ausgestreckte Hand. Die Schnurrhaare berühren meine Fingerknöchel. Es kitzelt und ich muss trotz allem lächeln.

Und da schießt das Biest vor, ich sehe spitze Zähne blitzen und schon stecken sie tief in meinem Daumen. Entsetzt schreie ich auf, springe auf, doch das kleine Tier

hat sich in meinem Daumen festgebissen. Ich muss ihm mit der anderen Hand mehrmals auf den Kopf schlagen, bis es endlich loslässt und zu Boden fällt, wo es sich schüttelt. Erschrocken betrachte ich meine Hand. Das Blut läuft in einem gleichmäßigen dünnen Strom aus zwei Wunden.

»Du böses, kleines Mistvieh!«, flüstere ich. »Warum beißt du mich?«

»Frr«, macht das Tier, diesmal lauter als vorhin. »Frr. Frr. Frrrrrrrrrrrr!«

Im Farn raschelt es und im nächsten Augenblick hoppeln weitere dieser seltsamen Affenkaninchen auf mich zu; drei, vier, ein halbes Dutzend – ach was, ein ganzes Dutzend.

Und dann gehen sie zum Angriff über.

Eines der Tiere springt mir ans Bein und schnappt mir in den Oberschenkel. Eines gelangt höher, verfängt sich mit dem Maul im Stoff meines Tops und reißt ihn ein. Das dritte Tier erwischt mich am Arm, ich schlage es im hohen Bogen weg und seine scharfen Krallen hinterlassen Kratzer auf meiner Haut. Sie sind so schnell. Und es werden immer mehr! Sie jagen im Rudel, diese teuflischen kleinen Biester – und mich haben sie zu ihrer Beute erkoren!

Ich werfe mich herum und renne los. Nach wenigen Hundert Metern versperren mir rotorange glühende Farne den Weg. Instinktiv vermeide ich es, sie zu berühren, biege ab und muss mich durch dorniges Gestrüpp kämpfen. Die kleinen Tiere hetzen hinter mir her und sobald die Vegetation mich ausbremst, springen sie mich an und schnappen mir in die Beine. Ich schlage nach ihnen, reiße sie von meiner Hose ab wie böse, lebendige Kletten und werfe sie von mir.

»Das gibt es nicht! Das – gibt es – nicht!«, keuche ich. So eine Verschwendung meines Atems! Ich sehe doch, dass es das gibt. Aber die einzige Chance, den Verstand nicht zu verlieren, ist, an meinem Sinn für die Realität festzuhalten. »Gibt! Es! Nicht!«

Die dornigen Büsche, durch die ich mich mit bloßen Händen kämpfe, reichen mir inzwischen bis zur Hüfte. Meine Beine verheddern sich in den verflochtenen Gewächsen, immer mehr Tiere erreichen mich und fallen mich an. Meine Kraft lässt nach, mein Herz bollert so stark in der Brust, dass der Lunge kaum Raum zum Atemschöpfen bleibt. Ich muss hier weg.

Die Killerkaninchen werden mehr, ich sehe sie überall, in allen Richtungen, und immer noch rufen sie mit ihrem »Frr, frrr!« weitere Jagdgenossen heran.

Zur Linken wird das Unterholz lichter. Ich schlage mich hindurch, ein kleines Biest beißt sich in meiner Wade fest, doch ich renne einfach weiter, presse die Zähne zusammen und atme in abgehackten Stößen. Meine Beine brennen von den Wunden, als würde ich durch Feuer laufen. Ich trample über Efeu und durch Farne, boxe mit den Fäusten nach den Viechern. Zum Schreien habe ich keine Luft mehr und jeder Atemzug schmerzt mir in der Kehle, als wäre mein Hals wund gescheuert. Schon jetzt stolpere ich mehr, als dass ich laufe.

Hinter mir müssen es inzwischen an die hundert Killerkarnickel sein. Die werden mich zu Tode hetzen und mir das Fleisch von den Knochen fressen, wenn ich nicht sofort ...

Vor mir taucht ein breiter gräulicher Baumstamm auf. Armdicke Äste schlingen sich um ihn herum wie Taue. Ich halte auf ihn zu, klettere daran hoch – und hoffe inständig, dass die Biester mir nicht folgen. Die Äste fühlen sich merkwürdig an. Rau von außen, aber im Inneren knautschig. Ein paarmal rutschen mir die Füße weg, doch meine Kraft reicht noch, um mich festzuhalten. Stück für Stück klettere ich höher, streife dicke weiche Blätter und Aststücke, die aussehen wie blanke Knochen. Was für ein scheußlicher Baum. Aber er rettet mir das Leben, denn – ich hatte es kaum zu hoffen gewagt – die Biester bleiben

auf dem Waldboden und knurren mir ihr empörtes »Frr, frrr!« hinterher.

In drei Metern Höhe setze ich mich in eine Astgabel und atme durch. Absurderweise muss ich an Mum denken, die immer Angst um mich hatte, wenn ich als Kind auf Bäume geklettert bin. »Du fällst und brichst dir was!«, hat sie gesagt. Und nun rettet mir die jahrelange Übung das Leben. Die Biester werden irgendwann verschwinden und dann ...

Es zieht mir den Magen zusammen, nicht zu wissen, was ich *dann* machen soll. Ich betrachte die Wunden an meinen Beinen, der Hüfte und den Händen. Meine Jeans ist von zahllosen Löchern und Rissen durchzogen und von Blut getränkt. Die Bisse sind nicht tief, doch es sind viele, sie brennen höllisch und jeder Kratzer hat das Potenzial, sich übel zu entzünden.

Mit einem Mal werden die kleinen Biester ganz still, glotzen ohne einen Laut in dieselbe Richtung, um dann wie auf ein geheimes Zeichen im Wald zu verschwinden. In Sekunden ist keines mehr zu sehen.

Was hat sie vertrieben?

Ich kneife die Augen zusammen und versuche, etwas in dem Dickicht zu erkennen. Und dann bleibt mir fast das Herz stehen. In wenigen Metern Entfernung verbirgt sich ein Schatten hinter einem Baumstamm. Ein sehr großer Schatten.

Es herrscht plötzlich Stille in diesem Wald; eine tiefere Stille, als in irgendeinem Wald richtig sein kann. Und ich habe die unheilvolle Ahnung, dass das, was ich da gesehen habe, gefährlicher ist als ein Rudel blutrünstiger Killerkarnickel.

Jäh spüre ich etwas an meiner Schulter. Ich schreie auf, werfe mich herum und falle dabei fast vom Baum. Es war nur ein Ast. Verdammt, ich sehe schon Gespenster. Jetzt, da das Adrenalin nachlässt, zittern die Muskeln in meinen Armen und meine Beine werden bleiern. Mühsam steige ich